

JENNIFER WEINER
Zwei Schwestern
und ein Hochzeitskleid

Buch

Rose Feller ist eine erfolgreiche Anwältin in Philadelphia und hat, wie sie selbst findet, eigentlich nur zwei große Schwächen: ihre Träume von dem perfekten, reichen, gut aussehenden Mann und ihre kleine Schwester Maggie. Maggie nämlich hat sich noch nie an die Regeln gehalten: Wunderschön und immer zum Flirten aufgelegt, lebt sie von Gelegenheitsjobs und träumt von einer großen Filmkarriere. Außer ihrer einsamen Kindheit und dem gemeinsamen Widerwillen gegen ihre Stiefmutter haben die beiden Schwestern wenig gemeinsam. Aber auch wenn Maggie ihre große Schwester völlig langweilig findet, sie verlässt sich darauf, dass Rose sie aus jeder Patsche zieht oder ihr ein Bett anbietet, wenn wieder mal ein Mann Maggie in die Wüste geschickt hat. Hemmungslos borgt sie sich alles von Rose: das Apartment, den Schmuck, selbst die Schuhe. Eines Tages allerdings geht Maggie zu weit: Sie »borgt« sich Roses Freund. Verletzt und wütend macht Rose ihren beiden Schwächen gleichzeitig ein Ende, sie setzt ihre Schwester und ihren Geliebten auf die Straße und gibt ihrem Leben neuen Schwung. Mit mehr Erfolg als erwartet, denn Rose findet einen wunderbaren Mann, der zwar nicht perfekt, aber der einzig Richtige für sie ist. Das Glück scheint endlich perfekt, da meldet sich Maggie, die inzwischen bei ihrer Großmutter in Florida untergeschlüpft ist ...

Autorin

Jennifer Weiner, 1970 in Louisiana geboren, ist in Connecticut aufgewachsen. Nach dem Studium arbeitete sie erst als freischaffende Journalistin, dann als Reporterin beim »Philadelphia Inquirer«. Ihre Essays und Kurzgeschichten erscheinen u.a. in »Mademoiselle«, der »Columbia Journalism Review« und in »Time Out« (New York). Ihr Debütroman »Gut im Bett« stand wochenlang auf den Spitzenplätzen der amerikanischen Bestsellerlisten, ein Erfolg, den sie mit »Zwei Schwestern und ein Hochzeitskleid« noch steigern konnte.

Von Jennifer Weiner bereits erschienen:

Gut im Bett. Roman (45047) · Liebe à la Carte. Roman (45939) · In den Schuhen meiner Schwester. Roman zum Film (46123) · Die Tagebücher einer Mami. Roman (46287)

Jennifer Weiner

Zwei Schwestern
und ein
Hochzeitskleid

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Manuela Thurner

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»In Her Shoes« bei Atria Books, Simon & Schuster, Inc., New York

Der Verlag dankt Frau Christa Schuenke für die Übersetzung von
Elizabeth Bishop »One Art« und Herrn Lars Vollert für die Überset-
zung von e. e. cummings »i carry my heart«.

Der Abdruck von »Frühling und Herbst, an ein junges Kind« von
Gerald Manley Hopkins in der Übersetzung von Stefan Döring erfolgte
mit freundlicher Genehmigung und erschien erstmals in:

Pied Beauty – Gescheckte Schönheit. Gedichte.

Ausgewählt und übertragen von Stefan Döring, Gerhard Falkner,
Henryk Gericke, Andreas Koziol. Edition Qwert zui opü im
Druckhaus Galrev, Berlin, 1995

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe
Taschenbuchausgabe Juni 2007
Copyright © 2002 by Jennifer Weiner
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Published by arrangement with Linda Michaels Ltd.
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Getty Images/James
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-46497-5

www.goldmann-verlag.de

*Für
Molly Beth*

ERSTER TEIL

Auf wackligen Füßen

1

»Baby«, stöhnte der Typ – Ted? Tad? – etwas in der Art, presste seine Lippen auf ihren Hals, und drückte dabei ihren Kopf an die Wand der Toilettenkabine.

Das ist lächerlich, dachte Maggie, als er ihr das Kleid über die Hüften schob. Aber sie hatte in den letzten eineinhalb Stunden fünf Wodka Tonics getrunken und war momentan nicht unbedingt in der Lage, irgendetwas lächerlich zu nennen. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie das Wort richtig aussprechen konnte.

»Du bist so geil!«, rief Ted oder auch Tad, als er den String-Tanga entdeckte, den Maggie extra für den heutigen Abend gekauft hatte.

»Ich will diesen Tanga. In Rot«, hatte sie gesagt.

»Rotorange«, hatte die Verkäuferin bei Victoria's Secret geantwortet.

»Egal«, sagte Maggie. »In S«, fügte sie hinzu. »In XS, falls Sie ihn in der Größe dahaben.« Sie warf der Verkäuferin einen herablassenden Blick zu, der besagte, dass sie vielleicht Rot nicht von Rotorange unterscheiden konnte, aber dass sie, Maggie Feller, sich darüber nicht den Kopf zerbrach. Zugegeben, sie hatte vielleicht keinen Studienabschluss; sie hatte auch keinen tollen Job – nun, ehrlich gesagt, seit letztem Donnerstag hatte sie überhaupt keinen Job mehr. Ihre gesamte Leinwandenerfahrung belief sich auf die drei Sekunden in Will Smiths vorvorletztem Video, in denen ein Stückchen Haut von ihrer linken Hüfte zu sehen gewesen war. Und sie wurstelte sich immer gerade mal so durch, während andere, genau-

er gesagt ihre Schwester Rose, an Elite-Unis Jura studierten, in Anwaltskanzleien tätig waren und in Luxusapartments am Rittenhouse Square wohnten, als wäre das Leben die einfachste Sache der Welt. Dennoch hatte sie, Maggie, etwas Wertvolles, etwas Seltenes und Kostbares, etwas, das nur wenige besaßen, aber viele wollten – eine traumhafte Figur. Fünfzig Kilo, verteilt auf einen Meter achtundsechzig, jeder Zentimeter davon solariumsgebräunt, gestrafft, gezupft, gewachst, gecremt, desodoriert, parfümiert, kurzum *perfekt*.

Über ihrem Po war ein Gänseblümchen eintätowiert, rings um ihren linken Fußknöchel die Worte »BORN TO BE BAD« und auf ihrem rechten Bizeps ein plumpes rotes, pfeildurchbohrtes Herz mit dem Schriftzug »MUTTER«. (Sie hatte mit dem Gedanken gespielt, auch noch den Todestag ihrer Mutter hinzufügen zu lassen, aber aus irgendeinem Grund war diese Tätowierung schmerzhafter gewesen als die anderen beiden zusammen.) Und Maggie hatte Brüste der Körbchengröße D. Besagte Brüste hatte sie vor zwei Jahren von ihrem damaligen Freund geschenkt bekommen, einem verheirateten Mann. Sie bestanden aus Salzlösung und Silikon, aber was machte das schon. »Die sind eine Investition in meine Zukunft«, hatte Maggie festgestellt, während ihr Vater verletzt und verwirrt dreingeblickt, Sydelle, das Stiefmonster, ihre Nasenlöcher aufgebläht und ihre große Schwester Rose in dem ihr eigenen altklugen Tonfall, der sie wie siebzig und nicht wie dreißig wirken ließ, gefragt hatte: »Und welche Zukunft wäre das?« Maggie hörte nicht auf sie. Maggie war es egal. Sie war achtundzwanzig Jahre alt, heute war ihr zehnjähriges Klassentreffen, und sie war die bestaussehende Frau im Saal.

Alle Augen waren auf sie gerichtet gewesen, als sie in ihrem engen schwarzen Cocktailkleid mit den Spaghettiträgern und den Christian-Louboutin-Stöckelschuhen, die sie am Wochenende zuvor aus dem Schrank ihrer Schwester stibitzt hatte, ins Cherry-Hill-Hilton stolziert war. Rose hatte sich zwar gehen lassen und war ein richtiger Fettkloß geworden – eine

wahrhaft »große« Schwester –, aber sie beide hatten noch immer die gleiche Schuhgröße. Während sie mit gekonntem Hüftschwung und klirrenden Armreifen lächelnd an die Bar schritt, spürte sie, wie sie die Blicke der anderen auf sich zog. Sollten ihre ehemaligen Mitschüler und Mitschülerinnen nur sehen, was sie verpasst hatten – das Mädchen, das sie ignoriert oder als zurückgeblieben gehänselt oder über das sie sich sonst wie lustig gemacht hatten, das Mädchen, das in der übergroßen Armeejacke ihres Vaters durch die Gänge des Schulgebäudes geschlurft und sich die Spinde entlanggedrückt hatte. Tja, Maggie war aufgeblüht. Sollten sie es nur sehen! Sollte ihnen nur das Wasser im Mund zusammenlaufen! Marissa Nussbaum und Kim Pratt und vor allem Samantha Bailey, dieser Hexe, mit ihren spülwasserblonden Haaren und den fünfzehn Pfund, die sie seit der High School zugelegt hatte. All den Cheerleadern, die sie verachtet oder gar nicht beachtet hatten. Die durch sie hindurchgesehen hatten, als wäre sie Luft gewesen. Sollten ihnen jetzt nur die Augen ausfallen! Nein, noch besser, sollten ihren stirnglatzköpfigen Schlappschwänzen von Ehemännern die Augen ausfallen!

»O Gott!«, stöhnte Ted der Tapsige, während er an seinem Gürtel fummelte.

In der Kabine nebenan rauschte die Toilettenspülung.

Maggie stand wackelig auf ihren hohen Absätzen, während Ted-Schrägstrich-Tad zielte und ihren Oberschenkel traf und erneut zielte und ihren Hintern traf. So als wollte man jemanden mit einer Blindschleiche niederknüppeln, dachte sie und schnaubte, was Ted offenbar für ein leidenschaftliches Stöhnen hielt. »O ja, Baby! Das gefällt dir, hä?«, fragte er und stieß noch fester zu. Maggie unterdrückte ein Gähnen und sah an sich hinab. Zufrieden stellte sie fest, dass ihre Oberschenkel – durchtrainiert und fest von Stunden auf dem Laufband, die Haut dank einer kürzlichen Wachsbehandlung glatt wie Plastik – nicht die Spur wabbelten, egal, wie heftig Ted zustieß. Und ihre Pediküre war perfekt. Sie war sich nicht sicher gewe-

sen, was den Rotton anging – sie hatte Bedenken gehabt, dass er vielleicht nicht dunkel genug sein würde –, aber als sie jetzt auf ihre glänzend lackierten Zehen hinabblickte, da wusste sie, dass sie die richtige Wahl getroffen hatte.

»GROSSER Gott!«, schrie Ted. Sein Tonfall, eine Mischung aus Ekstase und Frust, war der eines Mannes, der eine Vision hat und nicht so recht weiß, was sie bedeutet. Maggie hatte ihn an der Bar kennen gelernt, ungefähr eine halbe Stunde nachdem sie angekommen war, und er entsprach in jeder Hinsicht ihren Vorstellungen – groß, blond und gut gebaut, ohne Schmerbauch und angehende Glatze wie die anderen Typen, die in der High School als Footballstars und Prinzen der Abschlussbälle gegläntzt hatten. Und er hatte Stil. Er steckte dem Barkeeper bei jeder Runde fünf Dollar Trinkgeld zu, und er sagte ihr genau das, was sie hören wollte.

»Was machst du?«, hatte er gefragt. Sie hatte ihn angelächelt und erwidert: »Ich bin Sängerin.« Was auch stimmte. Seit sechs Monaten war sie Background-Sängerin in einer Band namens Whiskered Biscuit, die Discoklassiker der siebziger Jahre im Thrash-Metal-Stil coverte. Bis jetzt hatten sie genau einen Gig gehabt, denn der Markt für Thrash-Metal-Coverversionen von »MacArthur Park« war nicht gerade überwältigend, und Maggie wusste, dass sie nur deshalb zur Band gehörte, weil der Leadsänger mit ihr schlafen wollte. Aber es war ein Anfang – der erste winzige Schritt auf dem Weg zur Verwirklichung ihres Traums, berühmt zu werden, ein Star zu werden.

»Du warst nie mit mir in einer Klasse«, hatte er gesagt und war ihr dabei mit dem Zeigefinger immer und immer wieder ums Handgelenk gefahren. »Ich würde mich mit Sicherheit an dich erinnern.« Maggie senkte den Blick und spielte mit einem Löckchen, während sie überlegte, ob sie ihren Fuß an seinem Schienbein hinaufwandern lassen oder ob sie einfach die Nadel aus ihrem Haar ziehen sollte, damit sich ihre Lockenmähne ihren Rücken hinab ergoss. Nein, sie waren nie in der-

selben Klasse gewesen. Sie hatte die »Förderkurse« besucht, die speziellen Nachhilfekurse für Lernschwache und Zurückgebliebene, die Kurse mit den Lehrbüchern in großer Druckschrift, die länglicher und dünner waren als die Bücher der anderen Kinder. Selbst wenn man sie in braunes Packpapier einschlug und in den Rucksack steckte, wussten die anderen Kinder sofort Bescheid. Zur Hölle mit ihnen! Zur Hölle mit den hübschen Cheerleadern! Zur Hölle mit den Typen, die nur allzu gern auf dem Beifahrersitz des elterlichen Wagens mit ihr herum machten, aber am darauf folgenden Montag in der Schule nicht einmal »Hallo« zu ihr sagten!

»Großer Gott!«, schrie Ted wieder. Maggie machte den Mund auf, um ihm zu sagen, er solle leiser sein, und musste kotzen – eine farblose Wodka-und-Tonic-Brühe, wie sie aus weiter Ferne bemerkte, dazu einige halb verdaute Nudeln. Sie hatte Pasta gegessen – wann? Gestern Abend? Sie versuchte sich zu erinnern, während er sie an den Hüften packte und unsanft umdrehte, sodass sie seitlich an den Toilettenpapierhalter stieß. »Aaah!«, verkündete Ted, während er auf ihrem Rücken kam.

Maggie wirbelte herum, so schnell das angesichts der Wodka-Nudel-Soße auf dem Boden möglich war. »Pass auf das Kleid auf!«, sagte sie. Ted stand nur da, die Hose bis auf die Knie heruntergelassen, seinen Schwanz in der Hand, und grinste sie dämlich an. »Das war toll!«, sagte er und blinzelte sie an. »Wie heißt du noch mal?«

Fünfzehn Meilen weiter hütete Rose Feller ein Geheimnis – ein Geheimnis, das in diesem Moment schnarchend und flach ausgestreckt auf dem Rücken lag und es irgendwie geschafft hatte, ihr Spannbetttuch völlig in Unordnung zu bringen und drei Kissen aus dem Bett zu werfen.

Rose stützte sich auf den Ellbogen und betrachtete ihren Lover im Schein der Straßenlaternen, der durch die Jalousien hereinfiel. Sie zog die Beine an, und ihr süßes, verschwiegenes

Lächeln hätte wohl keiner ihrer Kollegen in der Anwaltskanzlei Lewis, Dommel & Fenick wiedererkannt. Das war es, was sie sich immer gewünscht, wovon sie ihr ganzes Leben lang geträumt hatte – ein Mann, der sie ansah, als wäre sie die einzige Frau im Raum, die einzige Frau auf der Welt, die einzige Frau, die jemals existiert hatte. Und er sah so gut aus, nackt noch besser als angezogen. Vielleicht sollte sie ein Foto machen? Aber das Geräusch würde ihn aufwecken. Und wem könnte sie es schon zeigen?

Stattdessen ließ Rose ihren Blick über seinen Körper wandern – seine muskulösen Beine, seine breiten Schultern, seinen Mund, der halb geöffnet war, damit er besser schnarchen konnte. Rose drehte sich mit dem Rücken zu ihm, zog die Decke bis ans Kinn hoch und lächelte, als sie den Abend Revue passieren ließ.

Sie hatten noch bis in den späten Abend hinein an der Vee-der-Sache gearbeitet, die so sterbenslangweilig war, dass sie Rose zum Weinen gebracht hätte, wäre da nicht Jim Danvers gewesen, der den Fall betreute. Sie war derart in ihn verliebt, dass sie die Unterlagen auch eine Woche lang mit ihm durchgeackert hätte, nur um in seiner Nähe zu sein, die teure Wolle seines Anzug und den Duft seines Eau de Cologne zu schnuppern. Es wurde acht, dann neun, sie tüteten die letzten Seiten für den Boten ein, und dann sah er sie mit seinem Filmstarlächeln an und sagte: »Gehen wir noch eine Kleinigkeit essen?«

Sie gingen in die Bar im Souterrain vom Le Bec-Fin, wo aus einem Glas Wein eine ganze Flasche wurde, die anderen Gäste immer weniger wurden und die Kerzen weiter hinabbrannten, bis sie um Mitternacht schließlich allein waren und ihnen nichts mehr einfiel, worüber sie sich noch unterhalten konnten. Während Rose noch überlegte, welches Thema sie als Nächstes anschneiden könnte – vielleicht etwas über Sport? –, nahm Jim ihre Hand und murmelte: »Weißt du eigentlich, wie schön du bist?« Rose schüttelte den Kopf, denn sie wusste es

wirklich nicht. Es hatte ihr nie jemand gesagt, dass sie schön war, bis auf ihren Vater, ein einziges Mal, und das zählte nicht wirklich. Wenn sie in den Spiegel sah, sah sie nur eine gewöhnliche Frau, keine Schönheit, einen erwachsenen Bücherwurm mit einer akzeptablen Garderobe in Kleidergröße 42, braunen Haaren, braunen Augen, dicken geraden Augenbrauen und einem angriffslustig vorspringenden Kinn, in dem sich ihre Bereitschaft ausdrückte, es mit Gott und der ganzen Welt aufzunehmen.

Aber insgeheim hatte sie immer gehofft, dass ihr eines Tages jemand sagen würde, dass sie schön war, dass ihr ein Mann den Pferdeschwanz aufmachen, die Brille abnehmen und sie ansehen würde, als wäre sie die schöne Helena. Das war einer der Hauptgründe, warum sie sich nie Kontaktlinsen zugelegt hatte. Und folglich hatte sie sich vorgebeugt, jede Faser ihres Körpers vibrierend, Jim angestarrt und darauf gewartet, noch mehr dieser Worte zu hören, die sie immer hatte hören wollen. Stattdessen packte Jim Danvers sie bei der Hand, bezahlte die Rechnung und eh sie sich versah, war er mit ihr in ihrem Apartment, wo er ihr die Schuhe und den Rock auszog, sie von oben bis unten abküsste und eine Dreiviertelstunde lang Dinge mit ihr tat, die sie sich bisher nur erträumt (und einmal in einer Episode von *Sex and the City* gesehen) hatte.

Ein Wonnenschauer überlief sie, und sie zog sich auch noch die Steppdecke unters Kinn. Sie ermahnte sich, dass das Probleme geben könnte. Mit einem Arbeitskollegen zu schlafen verstieß gegen ihren persönlichen Moralkodex (wobei ihr dieser Kodex zugegebenermaßen keine Opfer abverlangt hatte, weil noch kein Kollege mit ihr hatte schlafen wollen). Problematischer war, dass Beziehungen zwischen Partnern und Anwälten in ihrer Firma ausdrücklich verboten waren. Falls jemand dahinter kam, würde das für sie beide Folgen haben. Er würde Schwierigkeiten bekommen. Ihr würde man wahrscheinlich nahe legen, die Kanzlei zu verlassen. Sie würde sich einen neuen Job suchen und wieder von vorne anfangen müs-

sen – Bewerbungsgespräche, langweilige halbe Tage, an denen man immer dieselben Antworten auf immer dieselben Fragen herunterspulte: *Wollten Sie schon immer Anwältin werden? Welche Bereiche sagen Ihnen am meisten zu? Welche Richtung wollen Sie einschlagen? Wie würden Sie zu dieser Kanzlei passen?*

Jim war anders gewesen. Er hatte das Bewerbungsgespräch bei Lewis, Dommel & Fenick mit ihr geführt. An einem herrlichen Septembernachmittag vor drei Monaten hatte sie in ihrem marineblauen Bewerbungskostüm, den Ordner voller Firmen-PR an die Brust gedrückt, das Besprechungszimmer betreten. Nach fünf Jahren bei Dillert McKeen wollte sie sich verändern – eine etwas kleinere Firma, die ihr mehr Verantwortung übertragen würde. Es war ihr drittes Bewerbungsgespräch in jener Woche, und ihre marineblauen Ferragamo-Pumps brachten sie schier um, aber ein einziger Blick auf Jim Danvers genügte, und alle Gedanken an schmerzende Füße und andere Firmen waren wie weggeblasen. Sie hatte den üblichen Nullachtfünfzehnpartner erwartet – einen Mann Mitte vierzig, mit beginnender Glatze und Brille, der sich seinen potenziellen Kolleginnen gegenüber bedacht onkelhaft verhielt. Aber Jim war anders. Er stand am Fenster, und als er sich umdrehte, um sie zu begrüßen, glänzte sein blondes Haar in der Spätnachmittagssonne wie eine goldene Krone. Er war weder Nullachtfünfzehn noch Mitte vierzig – vielleicht fünf- unddreißig, ein Babypartner, fünf Jahre älter als sie, und einfach umwerfend attraktiv! Dieses Kinn! Diese Augen! Der verlockende Hauch von Eau de Cologne, der ihn umgab! Er war der Typ, der für Rose immer absolut unerreichbar gewesen war, während sie in der High School, am College und an der Uni die Nase in die Bücher gesteckt und stets nur die besten Noten eingeheimst hatte. Aber als er lächelte, blitzte etwas Silbernes in seinem Mund. Eine Retentionszahnspange, dachte sie, und ihre Zuversicht wuchs. Also war er vielleicht doch nicht perfekt. Vielleicht bestand Hoffnung.

»Ms. Feller?«, fragte er, und da sie ihrer Stimme nicht traute, nickte sie nur. Er lächelte sie an, kam mit drei großen Schritten auf sie zu und nahm ihre Hand.

Das war der Augenblick, in dem es – für sie – begann: hinter ihm die Sonne, ihre Hand in seiner, und das jagte ihr Stromstöße durch den Körper direkt zwischen ihre Beine. Es war ein Gefühl, von dem sie bisher nur gelesen hatte und sich nicht einmal sicher war, ob sie daran glaubte – Leidenschaft. Heiße, brennende Leidenschaft wie in den Liebesromanen, die sie las, Leidenschaft, die einem schier den Atem verschlug. Sie blickte auf die glatte Haut an Jim Danvers' Hals und wollte sie jetzt, auf der Stelle, küssen.

»Ich bin Jim Danvers«, sagte er.

Sie räusperte sich. Ihre Stimme klang heiser, rau, wollüstig, krächzend. »Ich bin Rose.« Mist! Wie hieß sie noch mal mit Nachnamen? »Feller. Rose Feller. Hi.«

Es hatte langsam angefangen – sein Blick, der am Lift eine Spur zu lange auf ihr ruhte, seine Hand, die eine Spur zu lange auf ihrem Rücken verweilte, die Art, wie er in einem Meeting ihre Augen suchte. In der Zwischenzeit hatte sie versucht, möglichst viel Klatsch über ihn zu erfahren. »Single«, meinte ihre Sekretärin. »Extrem single«, sagte eine Anwaltsgehilfin. »Ein notorischer Herzensbrecher«, flüsterte eine Junioranwältin, die seit knapp einem Jahr in der Kanzlei war, während sie auf der Damentoilette Lippenstift auftrug. »Ich habe gehört, er soll gut im Bett sein.« Rose war rot geworden, hatte sich schnell die Hände gewaschen und war geflüchtet. Sie wollte nicht, dass Jim ein Ruf vorauseilte. Sie wollte nicht, dass auf der Damentoilette über ihn getratscht wurde. Sie wollte, dass er nur ihr gehörte. Sie wollte, dass er ihr immer und immer wieder sagte, wie schön sie sei.

In dem Apartment über ihr rauschte die Toilettenspülung. Jim grunzte im Schlaf. Als er sich umdrehte, streifte sein Fuß ihr Schienbein. O Gott! Rose fuhr sich zum Test mit dem Zeh den Unterschenkel hinauf. Herrje! Sie hatte schon lange vor,

ihre Beine zu rasieren, hatte sich fest vorgenommen, es vorm Aerobic zu tun, aber sie hatte den Kurs das letzte Mal vor drei Wochen besucht und im Büro trug sie jeden Tag Strumpfhosen und ...

Jim drehte sich erneut um und schob Rose an den äußersten Rand der Matratze. Sie sah sich unglücklich in ihrem Schlafzimmer um, an dessen Tür genauso gut ein Schild mit der Aufschrift »Single, einsam, Ende neunziger Jahre« hätte hängen können. Auf dem Boden lagen neben einer grellgelben, fünf Pfund schweren Hantel und einer noch verschweißten Tae-Bo-Kassette seine und ihre Klamotten. Über ihrem Laufband, das sie sich vor drei Jahren am ersten Januar gekauft hatte, um ihre Fitnessvorsätze fürs neue Jahr in die Tat umzusetzen, hing die Wäsche aus der Reinigung. Auf einem Tischchen stand ein halb leerer Maracujapunsch, neben dem begehbaren Kleiderschrank stapelten sich vier Schuhschachteln von Saks und neben ihrem Bett ein halbes Dutzend Liebesromane. Eine Katastrophe, dachte Rose und überlegte, wie sie es bewerkstelligen könnte, dem Apartment noch vor Tagesanbruch den Anschein zu geben, dass es von einer Person bewohnt wurde, die ein interessantes Leben führte. Gab es denn kein Möbelhaus, in dem man rund um die Uhr Sofakissen und Bücherregale kaufen konnte? Und war es zu spät, um sich die Beine zu rasieren?

So leise wie möglich nahm sie das schnurlose Telefon und schlich ins Badezimmer. Amy hob nach dem ersten Klingelzeichen ab. »Wassis?«, fragte sie. Im Hintergrund konnte Rose Whitney Houstons gewaltige Stimme hören, was hieß, dass sich ihre beste Freundin zum hundertsten Mal *Warten auf Mr. Right* ansah. Amy war weiß, aber das hielt sie nicht davon ab, schwarz sein zu wollen.

»Du wirst es nicht glauben«, flüsterte Rose.

»Hast du Sex gehabt?«

»Amy!«

»Also hast du oder hast du nicht? Ich meine, warum würdest du mich sonst um diese Uhrzeit anrufen?«

»Naja«, sagte Rose, während sie das Licht anmachte und ihr glühendes Gesicht im Spiegel studierte. »Du hast ja Recht. Und es war ...« – sie hielt inne und machte einen kleinen Luftsprung – »es war toll!«

Amy jauchzte. »So ist's recht, Mädchen! Also, wer ist der Glückliche?«

»Jim«, hauchte Rose.

Amy jauchzte noch lauter.

»Es war unglaublich!«, sagte Rose. »Es war ... ich meine, er ist so ...«

Sie hörte den Anklopftön ihres Telefons. Rose starrte ungläubig auf den Hörer.

»Wow, du bist aber gefragt heute«, sagte Amy. »Ruf mich zurück!«

Rose wechselte zum anderen Gespräch und sah auf ihre Uhr. Wer konnte das sein – kurz vor ein Uhr nachts? »Hallo?« Sie hörte laute Musik und Stimmen im Hintergrund – eine Bar, eine Party. Sie ließ sich gegen die Badezimmertür fallen. Maggie! Wer sonst?

Die Stimme am anderen Ende der Leitung war die eines ihr unbekanntem jungen Mannes. »Sind Sie Rose Feller?«

»Ja. Wer spricht da, bitte?«

»Äh ... also ... ich heiße Todd.«

»Todd«, wiederholte Rose.

»Ja. Und, äh ... also, wie es scheint, bin ich mit Ihrer Schwester hier. Maggie, richtig?«

Im Hintergrund hörte Rose die betrunkene Stimme ihrer Schwester: »Kleine Schwester!« Rose verzog das Gesicht, während sie nach einer Flasche Shampoo »speziell für dünnes, schlaffes und lebloses Haar« griff und sie in das Schränkchen unter dem Waschbecken stellte. Falls Jim noch dablief, um zu duschen, musste er nicht unbedingt einen Beweis für ihre Problemhaare finden.

»Sie ist, äh, ihr ist schlecht, glaube ich. Sie hat einiges getrunken«, fuhr Todd fort, »und sie war, naja, ich weiß wirk-

lich nicht, was sie sonst noch gemacht hat, aber ich fand sie auf der Toilette, und wir haben uns eine Weile unterhalten, und dann wurde sie ohnmächtig, und jetzt wird sie, äh, etwas laut. Sie hat aber noch gesagt, dass ich Sie anrufen soll«, fügte er hinzu. »Bevor sie ohnmächtig wurde.«

Rose hörte ihre Schwester schreien: »Ich bin der König der Welt!«

»Wie schön«, sagte Rose und ließ ihre Pickelcreme und eine Packung Slipenlagen dem Shampoo folgen. »Warum bringen Sie sie nicht einfach nach Hause?«

»Ich will da wirklich in nichts hineingeraten ...«

»Sagen Sie, Todd«, begann Rose in dem freundlichen Tonfall, den sie während des Jurastudiums eingeübt hatte und der ihr gegebenenfalls dazu dienen würde, Zeugen dazu zu bringen, ihr alles zu sagen, was sie wissen musste. »Als Sie sich mit meiner Schwester auf der Toilette unterhielten, was genau ging da vor sich?«

Stille am anderen Ende der Leitung.

»Sie müssen mir keine Einzelheiten erzählen«, fuhr Rose fort, »aber ich schließe aus Ihren Worten, dass Sie, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, bereits in etwas hineingeraten sind. Also warum verhalten Sie sich nicht wie ein anständiger Kerl und bringen sie nach Hause?«

»Hören Sie, ich glaube, dass sie Hilfe braucht, und ich muss wirklich los. Ich habe mir das Auto meines Bruders geliehen, ich muss es zurückbringen ...«

»Todd ...«

»Gibt es jemand anderen, den ich anrufen kann?«, fragte er. »Ihre Eltern? Ihre Mutter oder so?«

Rose fühlte, wie ihr Herz stehen blieb. Sie schloss die Augen. »Wo sind Sie?«

»Im Cherry-Hill-Hilton. Das Klassentreffen der High School.« Klick. Todd hatte aufgelegt.

Rose lehnte sich gegen die Badezimmertür. Hier war es – ihr wahres Leben, ihr wahres Ich, das wie ein Bus mit schlecht

funktionierenden Bremsen auf sie zurollte. Hier war die Wahrheit: Sie war nicht die Art Mensch, in die Jim sich verlieben könnte. Sie war nicht das, wofür sie sich ausgab: eine fröhliche, unkomplizierte, normale junge Frau, die ein glückliches, geordnetes Leben führte, eine Frau, die hübsche Schuhe trug und sich über nichts den Kopf zerbrach außer darüber, ob die nächste Folge von *Emergency Room* eine Wiederholung war. Die Wahrheit war das Fitnessvideoband, das sie noch nicht einmal ausgepackt, geschweige denn benutzt hatte, die Wahrheit waren ihre unrasierten Beine und ihre scheußliche Unterwäsche. Aber vor allem war die Wahrheit ihre Schwester, ihre fabelhaft aussehende, verkorkste, absolut unglückliche und erstaunlich verantwortungslose Schwester. Aber warum nur heute Nacht? Warum konnte Maggie sie nicht einmal diese eine Nacht genießen lassen?

»Verdammt«, stöhnte sie leise. »Verdammt, verdammt, verdammt.« Dann tappte sie zurück in ihr Schlafzimmer und suchte ihre Brille, ihre Jogginghose, Stiefel und Autoschlüssel zusammen. Sie kitzelte hastig eine Notiz für Jim (»Familiärer Notfall, bin bald zurück«), eilte zum Lift und bereitete sich wieder einmal innerlich darauf vor, für ihre Schwester die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Vor der Eingangstür des Hotels hing noch immer ein Spruchband mit der Aufschrift »Willkommen! Jahrgang '89!«. Rose stapfte durch die Lobby – ganz in falschem Marmor und mit einem purpurroten Teppich – in die menschenleere, nach Zigaretten und Bier riechende Lounge. Die Tische waren mit billigen rotweißen Papiertischtüchern bedeckt und mit Plastikdahlien dekoriert. In einer Ecke lehnte ein betrunkenes Pärchen knutschend an der Wand. Rose sah kurz zu den beiden hinüber. Maggie war nicht dabei. Sie ging an die Bar, wo ein Typ in einem fleckigen weißen Hemd Gläser wegräumte und ihre Schwester in einem für den Monat November – beziehungsweise auch sonst für die Öffentlichkeit – völlig un-

passenden, knapp sitzenden Kleid zusammengesackt auf einem Barhocker saß.

Rose blieb kurz stehen und überlegte sich, wie sie taktisch klug vorgehen sollte. Von weitem sah man Maggie nichts an. Erst als Rose näher kam, bemerkte sie das verschmierte Make-up und den Geruch von Alkohol und Erbrochenem, der Maggie wie eine dicke Wolke umgab.

Der Barkeeper sah Rose mitfühlend an. »Sie ist seit einer halben Stunde hier«, sagte er. »Ich habe auf sie aufgepasst. Sie hat nur Wasser getrunken.«

Toll, dachte Rose. *Und wo waren Sie, als man sie in der Toilette wahrscheinlich vergewaltigt hat?*

Stattdessen sagte sie »Danke« und rüttelte ihre Schwester unsanft an der Schulter. »Maggie?«

Maggie öffnete ein Auge und verzog das Gesicht. »Lass mich 'n Ruh.«

Rose packte ihre Schwester an den Trägern des schwarzen Kleidchens. Maggies Hintern hob sich fünfzehn Zentimeter vom Hocker. »Die Party ist vorbei.«

Maggie torkelte auf die Beine und stieß Rose dabei mit einer silbernen Sandale ans Schienbein. Genauer gesagt, mit einem silbernen Christian-Louboutin-Stöckelschuh, wie Rose bemerkte, einem Stöckelschuh, den sie drei Monate lang im Auge gehabt und sich erst vor zwei Wochen gekauft hatte und von dem sie angenommen hatte, dass er noch immer in der Schuhschachtel lag. Jetzt war er schmutzig und bekleckert mit den klebrigen Überresten von etwas, dessen Herkunft sie lieber nicht wissen wollte.

»Hey, das sind meine!«, sagte Rose und schüttelte ihre Schwester an den Spaghettiträgern. *Maggie*, dachte sie, während die vertraute Wut in ihr hochkochte. *Maggie nimmt sich alles.*

»Scheiß drauf!«, kreischte Maggie und wand sich hin und her, um sich aus Roses Griff zu befreien.

»Ich glaub's einfach nicht!«, fauchte Rose, ohne Maggie los-